

29. IV. 1916

Die Kaffeekarte.

Man schreibt uns aus Wien:

Dieses war der dritte Streich. Der Krieg diszipliniert die Wiener und hat ihnen — hübsch nacheinander — alle die schönen und guten Dinge genommen, auf die sich einst, vor langer, langer Friedenszeit, der böse Ruf der Wiener gründete. Zunächst einmal das Ochsen- oder Rindfleisch, das die fleischlosen Tage zweimal in der Woche von jedem bürgerlichen Mittagstisch an der Donau strichen, darauf die Fiaker, denen kürzlich das Spazierenfahren unterjagt wurde, und nun am Ende geht es gar an den Kaffee. Rindfleisch, Fiaker und Kaffeehaus waren aber die Wesenselemente des Wiener Lebens (wenigstens in der Nicht-Wiener-Vorstellung), und aus dem Gegenständlichen ins Volkspsychologische übersetzt, bedeuten die drei Begriffe etwa soviel wie: tägliches Rindfleisch gleich kleinstädtisches Spießertum, Fiakerfahrt gleich Leichtsinns und Kaffeehaus soviel wie Zeitvergeudung, Trödelei, Mit-nichts-zu-Rande-Kommen.

So ungefähr war ja das lebenswürdige Porträt, das alle, die nie in Wien gewesen waren, von dieser Stadt und ihren Bewohnern gleichsam als Reiseandenken mit sich herumtrugen. Eine gründliche Umwandlung dieses Bildes tut jetzt not! Der Wiener hat gezeigt, daß er auch hart und stark sein und manche liebe Gewohnheit, die man — wie er zu sagen pflegt — „so g'wöhnt“ war, entbehren kann. Das Rindfleisch, den Fiaker und das Kaffeehaus. Das heißt: ans Kaffeehaus geht es diesmal nicht, sondern an den Kaffee. Ja, das Kaffeehaus wird in der neuen Kaffeekartenverordnung geradezu mit Glacehandschuhen behandelt: nur wer — für seine Hauswirtschaft — Kaffee kauft, ist auf die Kaffeekarte (drei Achtel Kilogramm für acht Wochen) beschränkt, nicht, wer ihn im Kaffeehaus trinkt. Aber — bitte, ganz genau aufpassen! — der richtige, der leidenschaftliche, der andachtsvolle Kaffeetrinker geht nicht ins Kaffeehaus, und umgekehrt: dem richtigen, dem unentwegten, dem nimmerfatten Kaffeehausbesucher kommt es gar nicht auf den Kaffee an. Er liebt die Atmosphäre des Raums, die zwei Duzend Gespräche, die er mit seinen Bekannten rasch anspricht, rasch abbricht, den Zeitungsberg, den der Ober vor ihm aufstürmt, in dem er blättert und da von einem politischen, dort von einem schönggeistigen Aufsatz nippt und nascht. Der Kaffee im Kaffeehaus ist nur die Ausrede, der Vorwand für dieses nervöse, anregende Vielerei von Gespräch und Lektüre, oder — wenn man will — er ist ganz einfach das Sitzgeld, das man dem Besitzer bezahlt, die Form, in der man sein Eintrittsgeld im Kaffeehaus entrichtet.

Ich kann mir ganz gut ein Kaffeehaus ohne Kaffee denken, und eben darum läßt die Kaffeekarte das Kaffeehaus unberührt. Jamohl, Seine Excellenz, der Herr Minister des Innern weiß Bescheid in den Volkseigentümlichkeiten. Die Hauptkonsumenten, die Hauptvertilger des Kaffees sitzen gar nicht im Kaffeehaus. Sie sitzen daheim, sie müssen den Kaffee selbst gekauft, selbst gebraut haben und müssen ihn mit ungestörter Andacht genießen können. Literweise, humpenweise: drei, viermal am Tage, aus abgrundtiefen Schalen, in die — einst — kleine Weißbrotstückchen „eingebrockt“ wurden. Für diese Menschen ist das Kaffeetrinken fast eine heilige und rituelle Handlung. Und wehe dem, der sie dabei stören würde! Die „Kaffeeschwester“, wie man im Volksmunde diese Art des homo sapiens nennt, hat den Mund auf dem rechten Fleck. Einen sehr großen, sehr reddegewandten Mund, über dem, nicht selten, ein gehöriger Schnauzbart hängt. Denn das Wort „Kaffeeschwester“ trägt und lügt: es gibt vielleicht nicht weniger männliche als weibliche „Kaffeeschwester“. Diesen Nimmerfatten allerdings wird die Kaffeekarte ihre Tagesration ein wenig verkürzen. Aber das Aussterben einer so gelungenen und späßigen Figur wird uns die Laune wahrhaftig nicht verderben: wir normalen Kaffeetrinker Wiens finden nämlich mit der Kaffeekarte unser vollkommenes Auskommen. H. W.